

# Kilometer 516

## Leonor Gnos Marseille im Licht

*Das Licht ist immer bereit  
sich dem Dunkeln zu öffnen  
Sonne Wasser und Raum  
von Anfang an*

Aus «Singende Städte»

«Wem das Licht von Marseille gleichgültig ist, der versteht nichts von dieser Stadt», sagt der Schriftsteller Jean-Claude Izzo. Über das Verständnis hinaus hat mich das Licht von Marseille als Erstes fasziniert. Dieser Reiz ist ein Dauerzustand geworden, im Gegensatz zum Licht selbst, das nicht stehen bleibt, ja sogar nachts nie ganz verschwindet.

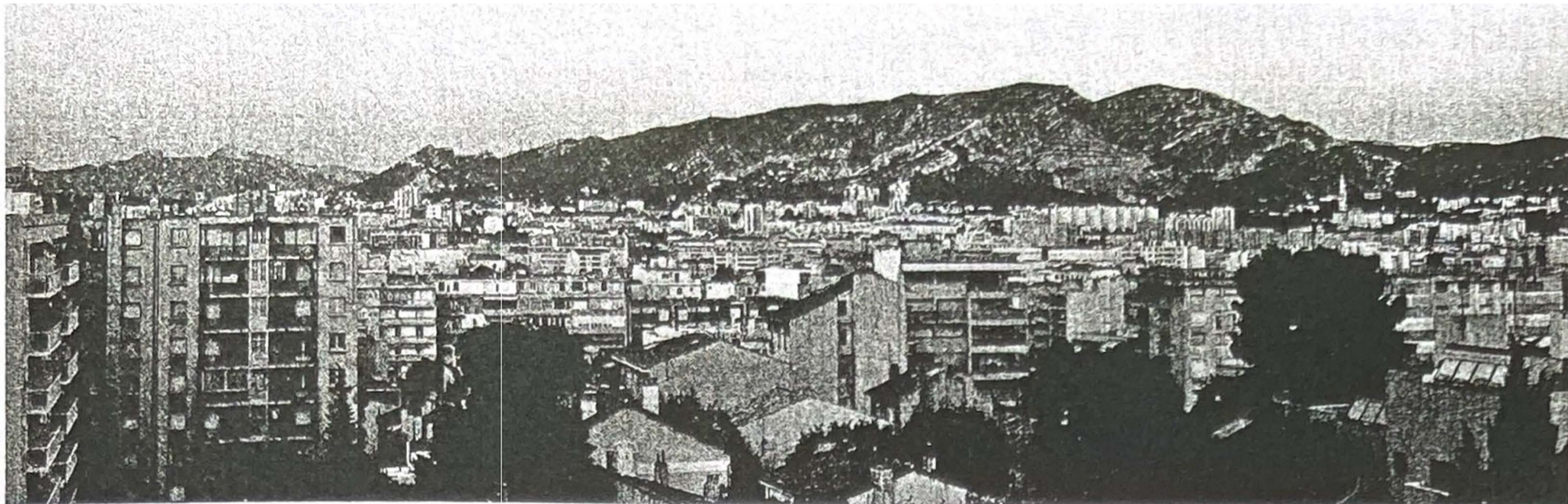
Von meinem Balkon aus blicke ich über die weisse Stadtlandschaft in die Berge und Hügel im Osten, die zu jeder Tageszeit ein anderes Bild von Licht und Schatten, Vorder- und Hintergrund abgeben. Ein Farbenspiel. In den Stunden vor der Dämmerung fühle ich mich ganz zu Hause, wenn die Sonne Schnee auf den Kalkstein der Hügel zaubert und gnädig überdeckt, was am Tag brannte in den Augen. Ausser dem Licht schweigt am Hohen Mittag alles. Selbst die Möwen, lichtsüchtig wie sie sonst sind, lassen sich von seinem Aufbäumen und gierigen

Lodern überwältigen. Stockend wird das Blau des Horizontes immer härter. Ein natürlicher Umsturz, eine Lichtflut. Doch über den Abendhimmel ziehen fein abgestuft grüne, violette und blassrote Streifen. Die Gegend ist melancholisch und feierlich, als erlebte sie ihren letzten Sonnenuntergang, dem aber gleich Nächte unter einem Zustrom von Sternen folgen.

An einem Tag im Morgenlicht, das so etwas wie Unschuld in die Stadt- und Berglandschaft legt, erscheint in einem der Hügel ein schwarzer Punkt. Der Schatten einer Möwe oder einer kleinen Wolke? Nein, der Himmel ist klar und in der Luft über dem Gebiet fliegt nichts. Beim zweiten Blick glaube ich eine Gestalt wahrzunehmen. Sie geht nicht dem schmalen, in Schleifen ansteigenden Passpfad, sondern steil aufwärts, dem kahlen Hang entlang. Auf halber Strecke steht sie still, bewegt sich nicht weiter, nicht seitwärts, nicht rückwärts, sie fällt

nicht hinunter, sie löst sich auf.  
Täuscht mich das Licht? Zeigt es mir,  
was es mit der Unschuld auf sich  
hat? Am andern Tag ist mein Blick  
wieder in den Hügeln. Zu gleicher  
Zeit, am selben Ort taucht die  
Gestalt wieder auf, steigt und  
verschwindet an der Stelle wie am  
Tag zuvor. Nachdem mich ihr  
abwegiges Auf- und Abtreten ein  
paar Tage lang nicht mehr losgelas-  
sen hat, entschliesse ich mich, selbst  
auf diesen Hügel zu gehen.  
Ich bin vor der Zeit an Ort, am  
Auftakt des «schwarzen Punktes».

Das Gebiet wölbt sich zum Greifen  
nah an mich heran, ein Ödland aus  
steinigem Geröll und abgebrannter  
Vegetation, was mir klarmacht, dass  
aus der Ferne die schwarze Gestalt  
in einer bewaldeten Gegend nicht  
sichtbar gewesen wäre. Ich habe die  
Empfindung, der Hügel verdränge  
mich, so dass ich in den Schatten  
einer Pinie zurückweiche. Die in alle  
Himmelsrichtungen verdrehten Äste  
des Baumes schwingen im Sommer-  
wind. Sonst ist Stille rundum. Den  
Einstieg fest im Auge, warte ich,  
warte weit über die Frist hinaus. Hat  
sich die Gestalt gezeigt, um mich  
selbst hinter das Licht zu führen? So  
wie meine Geduld nachlässt, geht  
eins ins andere über: das Weichwer-  
den unter den Bäumen. Als Jugend-  
liche kletterten wir auf die Linden,  
legten uns wippend quer über das  
Astwerk, liessen uns von der Borke  
die Haut ritzen, bevor wir auf die  
Sonnenflecken im Gras hinunter-  
sprangen, um uns festzuhalten und  
liegen zu bleiben. Nun lehne ich am  
Stamm der Pinie, überlege, ob ich  
mich aufraffen soll. Ja doch, zumin-  
dest ein Stück des Hügel muss ich  
bewältigen. Den schmalen Pfad  
ausser Acht lassend, steige ich  
langsam hoch. Der Boden ist ausge-



Marseille. (Foto: Leonor Gnos)

dörft, teilweise von rotem Mergeltrassiert, Farbenbahnen, die mir beim Aufstieg entgegenkommen. Durch das flirrende Licht springt ein Hase wie durch einen Feuerreifen. Meine Aufmerksamkeit gilt mehr und mehr dem Gleichgewicht. Kurz atmend steige ich mit dem Wind und der Sonne im Nacken so senkrecht wie möglich weiter. Die Stelle, an der sich die Gestalt davonstahl, erahne ich eher als dass ich sie erkenne. Niemand ist da, zum Verschwinden gibt es nichts, sichtbar wird nur, was für eine Närrin ich bin. Beinahe stolpere ich über zwei dicke rostige Nägel, die einzigen nicht urwüchsigen Dinge im Steilhang. Ich hebe sie auf und betrachte sie lange. Nägel haben Köpfe, die man verfehlen oder treffen kann. Nägel fügen zusammen. Einer meiner Nägel ist gerade, der andere

gekrümmt. Beide sind Schriftzeichen. Ich stecke sie ein. In der brennenden Mittagssonne gehe ich dem Pfad entlang vom Hügel, Windstöße im Gesicht. Eigentlich möchte ich dem Licht die Zunge herausstrecken, hat es mir doch die Schattengestalt aus der Ferne nahegebracht, mich hierher gelockt, um eines seiner Geheimnisse vor mir zu verbergen. Aber dann fange ich die Landschaft ein, die sich im Westen und Süden an die Küste lehnt, und wie durch ein Wanken das Kobaltblau des Meere emporhebt.